



## Franz-Werfel-Menschenrechtspreis 2012

---



2012

---

## Preisverleihung an Prof. Dr. Karl Schlögel

Der Franz-Werfel- Menschenrechtspreis 2012 der Stiftung ZENTRUM GEGEN VERTREIBUNGEN wurde an den Historiker und Publizisten Prof. Dr. Karl Schlögel verliehen.

Die Jury des Franz-Werfel-Menschenrechtspreises würdigte damit, dass er sich in seiner langjährigen Tätigkeit als Wissenschaftler und Publizist mit dem Thema Vertreibung der Deutschen intensiv beschäftigt und diesem Thema eine neue Betrachtungsweise eröffnet hat. Ihm ist zu verdanken, dass die Bedeutung des Raumes für das Leben der Menschen wieder in den Blickpunkt der Geschichtswissenschaft gerückt ist. So hat er deutlich gemacht, dass Geschichte immer in einem spezifischen Raum spielt, dessen jeweilige Kontur an ihr mitschreibt. Als er das Thema Vertreibungen aufgriff, verlangte er, die Geschichte der Vertreibung nicht nur in einem europäischen Zusammenhang zu sehen und zu verstehen, sondern vor allem auch die betroffenen Deutschen zu einem Teil dieser Vertreibungsgeschichte zu machen. Damit hat er auch die politische Linke für dieses Thema sensibilisiert.

Von den frühen 1970er Jahren an war er stark engagiert, zuerst in einer spontaneistischen, dann in einer maoistischen Partei, die sich die Organisation der Arbeiterklasse zum Ziel gesetzt hatte. In diese Zeit fiel auch der Kontakt zu den sowjetischen und osteuropäischen Dissidenten, von denen er viele persönlich kannte. Das Ende der maoistischen Erfahrung um 1978 war ein wichtiger Einschnitt in Richtung selbstständiger Arbeit: zuerst als Übersetzer, Publizist, freier Mitarbeiter wissenschaftlicher Institute. Später ging er an die neu gegründete Europa-Universität Viadrina in Frankfurt an der Oder, wo die Aufarbeitung der Geschichte von Umsiedlungen und Vertreibungen im 20. Jahrhundert regelmäßiger

Bestandteil von Lehrveranstaltungen sind. Zu den Schwerpunkten seiner wissenschaftlichen Arbeit gehören unter anderem die Geschichte Russlands im 20. Jahrhundert, Städte im östlichen Europa, Geschichte von Umsiedlung und Vertreibung, Geschichte des Oderraums. Dazu sind auch einige Dissertationen erschienen (von Gregor Thum über Breslau, von Jan Musekamp über Brünn und Stettin, von Felix Ackermann über Grodno, von Beata Halicka über Polens „Wilden Westen“, von Mateusz Hartwich über das Riesengebirge u.a.). Prof. Dr. Karl Schlögel lehrt in Frankfurt/Oder und lebt in Berlin. Seine Ehefrau, Dr. Sonja Margolina, arbeitet als Autorin.

Die Preisverleihung erfolgte am Sonntag, den 28. Oktober 2012 in der Frankfurter Paulskirche. Die Laudatio hielt Thomas Schmid, Herausgeber der WELT- Gruppe.

Zur Jury 2012 gehörten: Dr. Klaus Hänsch, Milan Horáček, Hilmar Kopper, Nina Ruge, Prof. Dr. Felix Semmelroth, Thomas Schmid, Harald Schmidt, Erika Steinbach MdB.



## Grußwort der Stadt Frankfurt am Main

Sehr geehrte Frau Steinbach,  
Sehr geehrter Herr Schmid,  
Sehr geehrter Herr Prof. Schlögel,  
Sehr geehrte Damen und Herren,

ich freue mich, Ihnen zur Verleihung des Franz-Werfel-Menschenrechtspreises die offiziellen Grüße des Frankfurter Magistrats und der Frankfurter Stadtverordnetenversammlung überbringen zu können.

Aus dem Geist der Versöhnung mit den Nachbarvölkern Deutschlands wurde im Jahr 2000 die Stiftung ZENTRUM GEGEN VERTREIBUNGEN gegründet. Und es ist Ihr ganz persönlicher Verdienst, sehr geehrte Frau Abgeordnete Steinbach, dass die Stiftung zu einem wichtigen Instrument geworden ist, das geschehenes Unrecht dokumentiert, das sich um die Schicksale der Menschen kümmert, ihre Integration in ein jeweils neues Umfeld beleuchtet und als grundsätzliche Mahnung jegliche Vertreibung und den Genozid an anderen Völkern ächtet und dies gegenüber der Politik deutlich zum Ausdruck bringt.

Ihre Stiftung engagiert sich über das Schicksal der deutschen Heimatvertriebenen hinaus in einer europäischen und zugleich in grundsätzlicher Dimension. Jeder Mensch hat ein Recht auf Heimat, wie dies auch 1950 in der Charta der deutschen Heimatvertriebenen festgehalten wurde. Und kein Mensch hat das Recht, eben jenes Grundrecht anderen zu nehmen, sie aus ihrer Heimat zu vertreiben, ihre Wurzeln zu zerschlagen oder gar körperliches Leid zuzufügen.

Vertreibung ist Unrecht. Auch wenn sich im jeweiligen historischen Kontext häufig vermeintlich erklärbare Begründungsmuster ergeben, bleibt sie Unrecht. Während es keine Relativie-



Uwe Becker, Stadtkämmerer der Stadt Frankfurt am Main.

rung etwa von nationalsozialistischem Terror geben darf, von dem millionenfachen Unrecht und Leid, dem unermesslichen Grauen einer beispiellosen, staatlichen Tötungsmaschinerie, wie sie im Zweiten Weltkrieg von deutschem Boden aus gerade gegenüber unseren Nachbarstaaten verübt, aber auch an Millionen Deutschen und Europäern jüdischen Glaubens verbrochen worden ist, so darf das Unrecht der Vertreibung etwa auch der Millionen Deutschen aus ihrer Heimat nicht alleine als quasi selbstverständliche Folgewirkung selbst relativiert werden.

Unrecht ist Unrecht. Und gerade aus den eigenen Erfahrungen unseres Landes mit verbrecherisch begangenen Unrecht und dem erfahrenen Unrecht erwächst umso mehr Auftrag und Verpflichtung, uns engagiert gegen jegliche Form der Verletzung von Menschen-

---

rechten, gegen Vertreibung und Genozid, bereits aber auch schon gegen Extremismus, Antisemitismus und Diskriminierung in ihren frühen Stadien auszusprechen, dagegen aufzustehen und sich dagegen zu engagieren.

Das Eintreten für die Einhaltung der Menschenrechte ist elementarer Bestandteil politischen und gesellschaftlichen Handelns. Gleichsam sind Aussöhnung und Versöhnung wichtige Schritte, um aus den Wunden der Vergangenheit neue Zukunft entstehen zu lassen, gerade mit Blick auf ein sich weiter vereinigendes Europa.

Dies tun Sie mit Ihrer Stiftung ZENTRUM GEGEN VERTREIBUNGEN. Und Frankfurt ist froh, Patengemeinde Ihrer Stiftung zu sein.

Und Sie haben es sich zur Aufgabe gesetzt, Menschen auszuzeichnen, die sich im Besonderen gegen die Verletzung von Menschenrechten durch Völkermord, Vertreibung und die bewusste Zerstörung nationaler, ethnischer oder religiöser Gruppen gewandt haben bzw. wenden. So wie der Schriftsteller Franz Werfel, nach dem dieser Preis benannt wurde. Franz Werfel hat nicht nur mit seinem Roman „Die vierzig Tage des Musa Dagh“, in dem er die Vertreibung und den Völkermord an den Armeniern sehr eindringlich und wirkungsvoll dargestellt hat, ein bedeutendes Werk gegen die Verletzung der Menschenrechte für die Nachwelt geschaffen, er war auch in seinem persönlichen Leben zur Zeit des Nationalsozialismus selbst davon betroffen.

Dieses Unrecht und Leid, das er damals erlitten hat, kann nicht wieder gut gemacht werden, aber dieser Preis trägt dazu bei, dass uns allen immer wieder bewusst wird, dass wir die Pflicht haben, die Menschenrechte zu verteidigen und gegen deren Verletzung zu kämpfen.

Der Ort für diese Preisübergabe konnte nicht besser gewählt werden. Die Paulskirche gilt als Wiege der Deutschen Demokratie. Wie kaum ein anderer Ort in Deutschland ist sie Symbol für Freiheit und Demokratie, der Grundlage für Menschenrechte und deren Einhaltung. Hier wurden 1848 zum ersten Mal die Grundrechte des deutschen Volkes verkündet wie etwa Gleichheit vor dem Gesetz, Pressefreiheit, Glaubensfreiheit, Gewissensfreiheit und die Versammlungsfreiheit. Auch wenn diese Verfassung nicht lange Bestand hatte, brachte auch diese Erklärung der Grundrechte neue Impulse im Denken der Menschen. Heute sind diese Rechte in den Artikeln unseres Grundgesetzes gewahrt und sind die Grundlage für unseren freiheitlich demokratischen Rechtsstaat.

Der diesjährige Preisträger ist der Historiker Professor Dr. Karl Schlögel. Professor Schlögel, der als Professor für Osteuropäische Geschichte an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder lehrt, gilt als herausragender deutscher Osteuropa-Experte. Die Wechselwirkungen, Verflechtungen aber auch Brüche der ostmitteleuropäischen und der deutschen Geschichte finden sich in seinen Werken ebenso wieder, wie die Betrachtung des Stalinismus und die Geschichte der Zwangsmigration.

Ein Blick auf sein bisheriges Werk und die Auszeichnungen, die er bisher erhalten hat, macht deutlich, dass die Jury für die heutige Ehrung die beste Wahl getroffen hat.

Ich gratuliere dem Preisträger und wünsche der Stiftung auch weiterhin ein engagiertes und erfolgreiches Wirken.



## Ansprache

Zum sechsten Male verleiht die Stiftung ZENTRUM GEGEN VERTREIBUNGEN ihren Franz-Werfel-Menschenrechtspreis. Alle unsere Gäste begrüße ich sehr herzlich hier in der Frankfurter Paulskirche, einem besonderen Ort. Ich freue mich über die zahlreichen Ehrengäste. Ein besonderer Gruß und Dank gilt dem Hausherrn, Herrn Stadtkämmerer Uwe Becker.

Wir freuen uns, dass Ministerpräsident Volker Bouffier Schirmherr dieser Preisverleihung ist und begrüßen sehr herzlich den Vertreter unseres Patenlandes Hessen, Herrn Staatsminister Michael Boddenberg. Ein besonderer Gruß gilt natürlich unserem diesjährigen Preisträger, Ihnen lieber Professor Karl Schlögel. Was wäre die schönste Preisverleihung ohne einen guten Laudator? Ich freue mich, dass Thomas Schmid heute diese Verantwortung für uns trägt. Herzlich willkommen lieber Herr Schmid.

Nahezu 70 Jahre sind seit dem Beginn des Massenexodus von 15 Millionen Menschen, seit der Massenvertreibung Deutscher aus ganz Mittel- und Osteuropa vergangen und mehr als 70 Jahre seit der Deportation der Russlanddeutschen. Ist es nicht an der Zeit, die Erinnerung daran einschlafen zu lassen? Ist es nicht an der Zeit, einen endgültigen Strich unter diesen Teil europäischer Geschichte zu ziehen? Ist es nicht an der Zeit, diese deutsche und zugleich europäische Tragödie mit der Erlebnissgeneration zu Grabe zu tragen und dieses Kapitel zu schließen?

Selektive Geschichtsbetrachtung führt je nach Standpunkt in die unterschiedlichsten Sackgassen. Auf gar keinen Fall aber in die Zukunft. Deshalb: Die Zeit ist reif für eine vollständige Betrachtung. In jeder dritten Familie ist Vertreibung auf die eine oder andere Art Teil der Familiengeschichte. Sie ist zumeist nicht Teil des Alltags, aber in den Tiefen des Bewusst-



Erika Steinbach MdB, Vorsitzende der Stiftung ZENTRUM GEGEN VERTREIBUNGEN.

seins rumoren die unverarbeiteten Traumata. Bis in die nächste Generation. Aber mit und in diesen Familien überlebt in Teilen auch die Siedlungs- und Kulturgeschichte Mittel-, Ost- und Südosteuropas. Dieses Wissen und dieses Erbe ist ein Schatz und für alle in Deutschland unverzichtbar.

Deutschland wäre nicht die Kulturation, die es ist, wenn uns das kulturelle Erbe der Heimatgebiete der Vertriebenen fehlen würde. Geradezu exemplarisch wurde das in diesem Jahr an den zahllosen Feierlichkeiten aus Anlass des 300. Geburtstages Friedrichs des Großen deutlich. Unser historisches Erbe umfasst alles, was den Menschen ausmacht. Nicht nur zwölf Jahre nationalsozialistische Schreckensherrschaft und die furchtbaren Vertreibungsjahre danach. Alle Höhen und Tiefen, Wunderbares und Schreckliches sind



Aufmerksame Zuhörer in der ersten Reihe: Milan Horáček, Thomas Schmid, Dr. Sonja Margolina, Prof. Dr. Karl Schlögel, Uwe Becker, Michael Boddenberg (v.l.n.r.).

uns aus Jahrhunderten mitgegeben. Das Elend von Flucht, Vertreibung und Umsiedlung, das Millionen von Menschenleben kostete und das Leben Unzähliger mit Schmerz, Verlust und Trauer überschattete, hat uns und viele Gesellschaften in Europa grundlegend verändert. Bis heute werden die Beziehungen zwischen den europäischen Völkern davon beeinflusst. Unsere Geschichte mahnt uns immer wieder auf Neue, unsere Stimme aufrichtig und mutig zu erheben, wenn Menschen gewaltsam vertrieben werden und ihre Menschenwürde mit Füßen getreten wird.

Der Verlust von Heimat, die Suche nach neuer Heimat, die bleibende Sehnsucht nach der alten oder auch die Zerrissenheit zwischen alter und neuer Heimat, sind prägend für uns und Europa. Wer aber glaubt oder glauben machen will, dass die Vertreibung der Deutschen in der Mitte des

20. Jahrhunderts allein eine Sache der davon persönlich Betroffenen sei, der irrt fundamental und der ignoriert zweierlei:

Er übersieht erstens, dass allein die geographische Lage des Wohnortes entschied, wer vertrieben wurde, und eben nicht die Kategorien persönlicher Schuld oder Unschuld.

Er übersieht zweitens, dass mit der Vertreibung ein kultureller Umbruch bislang ungeahnter Dimension eintrat. Ein Umbruch, der den Kern unserer deutschen Kultur dauerhaft tief berührt. Historische deutsche Kulturlandschaften sind weitgehend erloschen. Vieles an kulturellen Traditionen ist versunken oder überlebt nur museal. Anderes lebt als Kernbestand unserer Kultur weiter, ist aber seinem historischen Entstehungsort entrissen. Immanuel Kants „Kritik der reinen Vernunft“ ist untrennbar mit Königs-

---

berg, das der Philosoph Zeit seines Lebens niemals verlassen hat, ebenso verhaftet wie Gerhart Hauptmanns „Weber“ mit Schlesien. Und Gustav Mahlers Sinfonien atmen seine böhmische Heimat. Die Werke und ihre Schöpfer bleiben unverzichtbar für uns Deutsche.

Darum geht die Vertreibung alle in Deutschland an. Sie ist ein elementarer Teil unserer gesamtdeutschen Identität und unseres kulturellen Erbes, das uns alle prägt. Die Völker Europas leben gemeinsam auf dem Fundament des christlichen Abendlandes und seiner Aufklärung. In Baukunst, Musik, Dichtung, Wissenschaft und Forschung gab es über die Jahrhunderte hinweg ein beständiges, zumeist friedliches Geben und Nehmen. Dieser Austausch war und ist bereichernd und fruchtbar.

Wir müssen uns unserer europäischen Vergangenheit in all ihren Facetten gemeinsam stellen und in voller Kenntnis unsere europäische Zukunft daraus gestalten. Das fällt nicht allen leicht. Auch nicht in unseren Nachbarländern. Aber daran führt kein Weg vorbei.

Es sind die deutschen Vertriebenen, die wie kaum jemand sonst den Weg in Richtung Osten suchen. Sie sind die immer breiter werdende Brücke zur Verständigung. Die Landsmannschaften des Bundes der Vertriebenen pflegen seit vielen Jahren erst scheue und zunehmend gute und fruchtbare Kontakte in ihre Heimat und zumeist auch zu den Regierungen der Heimatregionen.

Wir brauchen in Europa das Miteinander und wollen das Gegeneinander der Völker überwinden. Dazu muss es gemeinsames Anliegen sein, den Schutt der Geschichte beiseite zu räumen und aus den Trümmern Neues zu bauen. Die Vertriebenendebatten der letzten Jahre bis hin

zum heutigen Tage sind auch Folge unserer im Jahre 2000 gegründeten Stiftung ZENTRUM GEGEN VERTREIBUNGEN. Und sie sind Teil eines Klärungsprozesses, der immer noch nicht abgeschlossen ist. Wobei festzustellen ist, dass die Aggressionsstürme der verflossenen Jahre deutlich abgeflaut sind.

Damit wir in Deutschland zu uns selbst finden und damit Europa immer mehr zu einer Gemeinschaft werden kann, dürfen wir die Vergangenheit nicht vergessen und verdrängen. Dazu trägt das ZENTRUM GEGEN VERTREIBUNGEN bei. Und dazu soll auch der Franz-Werfel-Menschenrechtspreis beitragen.

Zukunft braucht Herkunft, auch eine konstruktive Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Wir brauchen auf dem Weg in eine menschenwürdige und lebenswerte Zukunft notwendig Zeiten der Vergewisserung. Denn wer vor der Vergangenheit die Augen verschließt, wird blind für die Gegenwart. Wer sich der Unmenschlichkeit nicht erinnern will, der ist anfällig für neue Grausamkeiten. Und: Wir brauchen für eine fruchtbare lebensvolle und gute Zukunft die Wurzeln, aus denen sich unsere Identität speist. Goethe riet uns: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es um es zu besitzen.“ Ja, wir müssen uns des Erbes annehmen, es umfassend erwerben wollen. Nicht nur einzelne Teile als politisches Instrumentarium. Renommierete, aber auch unbekannte Persönlichkeiten sind Träger unseres Franz-Werfel-Menschenrechtspreises. Von György Konrád über Herta Müller, David Vondráček bis hin zu den jungen tschechischen Initiatoren des „Kreuzes der Versöhnung“ in Wekelsdorf. Heute zeichnet unsere Stiftung erstmals einen deutschen Historiker aus. Einen Mann, der besondere Bedeutung für unsere Stiftung ZENTRUM GEGEN VERTREIBUNGEN hat. Und das ist ihm vermutlich nicht einmal bewusst.



Erika Steinbach MdB beschrieb Prof. Dr. Karl Schlögel als Gründungsvater des ZENTRUM GEGEN VERTREIBUNGEN: „Es waren die Veröffentlichungen Karl Schlögels, die mir die Initialzündung gaben.“

Als ich 1998 Präsidentin des Bundes der Vertriebenen wurde, hatte ich schlaflose Nächte. Ich machte mir Gedanken, wie ich mit dieser Aufgabe umgehen sollte. Es waren die Veröffentlichungen Karl Schlögels, die mir die Initialzündung gaben. Seine Gedanken waren für mich DER Wegweiser. Und daraus ist die Stiftung ZENTRUM GEGEN VERTREIBUNGEN entstanden. Vielleicht verstehen Sie mich – selbst mit nur zwei Zitaten aus dem Werk Karl Schlögels: „Wer Europa mit den Augen von Heimatvertriebenen betrachtet, sieht ein anderes Europa. Man könnte auch sagen: dem gehen die Augen auf.

Heimatverlust ist Verlust nicht nur von ‚Haus und Hof‘, von Eigentum, von vertrauter Umgebung. Es handelt sich um mehr. Darüber zu sprechen, ist nicht einfach. Denn jenen, die den Verlust erlitten haben, muss man das nicht erklären. Sie wissen es. Und jenen, die nichts

verloren haben, die ‚dort nichts verloren haben‘, kann man kaum verständlich machen, was sie verloren haben.“ ...

Zweites Zitat: „Diese Geschichte geht nicht auf in der Hitlerzeit und in dem, was sie damit gemacht hat, sondern es ist eine reiche und komplizierte Geschichte. Sie ist kein Randphänomen, sondern ein Hauptereignis der deutschen Geschichte. Der verlorene deutsche Osten ist zu wichtig, um ihn den Vertriebenen allein zu überlassen, und ihre Schultern sind zu schwach, um ihn sich allein aufzuladen.“

Dieser letzte Satz hat manchen Vertriebenen geradezu erbost, weil er gründlich missverstanden wurde als ein Anlauf, den Vertreibungsoffern auch noch die Heimerinnerung zu entwenden. Das Gegenteil aber lese ich heraus. Ich bin zu tiefst davon überzeugt, dass das Geschehen in Mittel-Osteuropa die davon nicht direkt Betrof-

---

fenen auch, oder gerade deshalb anzugehen hat und dass es deren Pflicht ist, sich an der mentalen Aneignung zu beteiligen.

Sehr geehrter, lieber Herr Professor Schlögel, Sie sind ein Gründungsvater dieser Stiftung – ohne es zu wissen! Das aber hat für die Jury bei der Preiszuerkennung keine Rolle gespielt, denn auch die Jury erfährt erst jetzt davon.

Sehr geehrter Thomas Schmid, Sie haben jetzt das Wort, um unseren Preisträger zu würdigen.



Prof. Vladislav Brunner, Heiko Dechert und Marta Malomvölgyi sorgten für die musikalische Umrahmung der Preisverleihung.

# *Thomas Schmid*

## *Laudator*

---

**Thomas Schmid** wurde am 6. Oktober 1945 bei Leipzig geboren. Er ist Journalist und war Herausgeber der Tageszeitung DIE WELT. Bis 1969 studierte er Germanistik, Anglistik und Politikwissenschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main und gehörte dort zur Westdeutschen Studentenbewegung. Neben Daniel Cohn-Bendit, Joschka Fischer und Matthias Beltz wurde er Gründer der linksradikalen Gruppe Revolutionärer Kampf. Zwischen 1979 und 1986 war Schmid Lektor im Verlag Klaus Wagenbach, dort war er für Sachbücher und italienische Autoren zuständig. 1993 machte Schmid den Journalismus zum Hauptberuf, wurde Feuilletonchef der Ost-Berliner „Wochenpost“, wo er mit Mathias Döpfner zusammenarbeitete.

Nach einem Ausflug zur FRANKFURTER ALLGEMEINEN ZEITUNG kehrte Schmid 2006 zur WELT zurück, löste dort Roger Köppel als Chefredakteur ab. Ab 2008 war Thomas Schmid Chefredakteur der Welt-Gruppe im Axel Springer Verlag; in seine Verantwortung fielen neben der Tageszeitung DIE WELT auch die Wochenzeitung WELT AM SONNTAG sowie WELT ONLINE und DIE WELT KOMPAKT. Von Februar 2010 bis Juni 2014 war Schmid Herausgeber der WELT-Gruppe. Er arbeitet inzwischen als Autor und Publizist.

---



Der verlorene deutsche Osten hat, wenn man so will, ein Recht darauf, nicht in Vergessenheit zu geraten und in seiner Fülle wenn nicht in Erinnerung, so aber doch im Gedenken gehalten zu werden. Nicht nur in Büchern und Ausstellungen, sondern auch in den Gefühlen.

---

Liebe Frau Steinbach,  
sehr geehrter Herr Stadtkämmerer Becker,  
sehr geehrter Herr Staatsminister Boddenberg,  
lieber Karl Schlögel,  
liebe Sonja Margolina,  
liebe Frau Hriberski,  
meine Damen und Herren,

unsere Zeiten sind, Sie wissen es alle, schnell und beweglich. Das fordert den Menschen Beweglichkeit, Flexibilität und die Fähigkeit zu schneller Anpassung an ebenso schnell wechselnde Anforderungen ab. Intellektuell und wissenschaftlich heißt das: Der Mensch muss viele Themen im Köcher haben, muss in vielen Theorien zu Hause sein, muss leichthin von der Literatur in die Innenpolitik, von dort nach Asien und davon wieder zur Psychologie springen können. Und so weiter und so fort. Meine Aufgabe ist es hier, den Historiker, Professor und Publizisten Karl Schlögel zu ehren, einen Zeitzeugen und Forscher, der genau dieses, die ungeheuer gesteigerte Mobilität und den Druck zur Anpassung in seinen Schriften vielfach beschrieben hat. Das annus mirabilis 1989 – das Wunderjahr, in dem etwas, nämlich die Spaltung des europäischen Kontinents, zu Ende ging und etwas Neues begann, welches zugleich etwas Altes war und ist – spielt in vielen seiner Bücher und Aufsätze eine gar nicht hoch genug zu veranschlagende Bedeutung.

Das Jahr 1989 hat den Kontinent und seine Menschen durcheinandergeschüttelt. Und insbesondere denen, die zuvor jahrzehntelang dazu verurteilt waren, hinter dem Eisernen Vorhang zu leben, zwang die neue Zeit eine ungeheure Anpassungsleistung ab, zwang sie zu einem Leben ins oft bedrohliche Offene und nötigte sie, eine gewaltige Kraft des Improvisierens zu entwickeln, die Wohnorte und die Berufe zu wechseln. Karl Schlögel hat dieses Vermögen – ich

möchte sagen: mäandernd besungen. Denn er ist auch ein Poet des neuen Europa und seiner Nomaden, die keine andere Wahl haben, als ein unstetes Leben zu führen.

Da das Leben aber bekanntlich voller Paradoxien ist, kommt es, dass Schlögel selbst zweifelsohne kein Exemplar dieses neuen Homo Europaeensis ist. Er ist nicht unstet, sondern sehr stet, sesshaft, kein Vagant, sehr treu gewissermaßen, und so ist er vor allem sein ganzes wissenschaftliches und Autorenleben lang einem großen Thema treu geblieben: eben dem Osten Europas. Das verlangt nach einer Erklärung – die ich nicht geben kann und auch nicht geben will, denn ich halte den Menschen an sich für ein ziemlich unerforschliches Wesen. Ich kann aber mutmaßen. Dass der Osten sein Thema werden würde, ist ihm sicher nicht an der Wiege gesungen worden. Denn dort, wo er groß wurde, im Allgäu, wo es noch schwäbisch ist, ruht die westliche Welt ganz in sich, der Eisernen Vorhang war sehr weit weg. Nicht aber – hier kommen wir zu Schlögels Lebensthema – die Geschichte, die zum Eisernen Vorhang geführt hat. Sie kam in diese Provinz in Gestalt der Flüchtlinge, die eine andere Welt verkörperten, die durch ihr Anderssein die lokale Selbstbezogenheit aufbrachen und vielleicht auch transzendierten.

Karl Schlögel hat das einmal im Rückblick so formuliert (ich zitiere das auch, um deutlich zu machen, dass Karl Schlögel nicht nur Wissenschaftler, sondern auch ein Erzähler ist): „Ich komme nicht aus einer Vertriebenenfamilie, ich bin kein Vertriebener, meine Eltern haben keine Heimat im Osten verloren. In einer gewissen Weise kann ich nicht mitreden. In einer anderen aber doch. Die Welt, in der ich groß geworden bin, ist ohne Flüchtlinge nicht denkbar, ich würde sogar sagen, ich verdanke ihnen sehr viel. Sie waren die Fremden in dem schwäbischen Dorf,

---

in dem ich aufgewachsen bin, sie waren die Interessanten, die Inspirierenden, sie verkörperten die weite Welt und den Bezug nach draußen, sie waren mobiler, moderner, anregender. Für mich jedenfalls waren sie die Brücke nach draußen, in den europäischen Osten: nach Breslau, Karlsbad, Znaim, Siebenbürgen.“ Diese Wahrnehmung ist so plausibel wie überraschend.

Die Flüchtlinge waren, wie Sie wissen, im Westen Deutschlands in den schweren Anfangsjahren der neuen Republik keineswegs immer willkommen, nicht als Bereicherung, sondern eher als Störung, als Zumutung wurden sie wahrgenommen. Längst haben Historiker und Wirtschaftswissenschaftler gezeigt, dass die Flüchtlinge tatsächlich wahre Entwicklungshelfer gewesen waren – ohne sie hätte die Bundesrepublik nicht diesen ungeheuren Aufschwung hinlegen können, der dann als Wirtschaftswunder sprichwörtlich geworden ist. Sie waren es ganz wesentlich, die zum Beispiel Bayern zu einem wirtschaftlich modernen Land gemacht haben. Man hat das mit dem doppelten und dreifachen Arbeitseifer zu erklären versucht, den sie an den Tag legen mussten, um als Entwurzelte in einer neuen Welt wieder Fuß fassen zu können. Dieser Eifer passte ja auch gut zu dem Bild, das man sich besonders in linken und liberalen Kreisen von diesen Gestalten aus dem deutschen Osten gemacht hatte: altertümlich sprechende und sich kleidende Hinterwäldler, die eigensinnig an ihrer aus der Zeit gefallenen Folklore, an ihren Erinnerungen und an ihrer östlichen Lebensweise festhielten.

Der junge Karl Schlögel hatte da womöglich früh schon eine andere Witterung aufgenommen. Ich zitiere noch einmal aus dem genannten Aufsatz: Die Flüchtlinge „verkörperten die weite Welt und den Bezug nach draußen, sie waren mobiler, moderner, anregender“. Flüchtlinge wurden (und



Thomas Schmid, Herausgeber der WELT-Gruppe bei der Laudatio auf Prof. Dr. Karl Schlögel.

werden in den Wanderungsbewegungen von heute wieder) als Bedrohung wahrgenommen – und als defiziente, als Mängelwesen, denen etwas fehlt und die für etwas Altes stehen. Es gehört zu den Tugenden des widerborstigen und auf seine Weise sturen Karl Schlögel, dass er hinter diesem Gemälde (das ja nicht einfach nur aus der Luft gegriffen ist) eine andere Wirklichkeit geahnt, herausgearbeitet und herausgelöst hat, wie eine zweite, tiefer liegende Schicht eines Gemäldes. Seine Antennen waren, muss man vermuten, früh schon ostwärts ausgerichtet.

Etwas anderes wird wohl hinzukommen: die Politik, das politische Engagement. Auch diesmal verlief die Geschichte paradox. Wie bei vielen seiner Generation (Karl Schlögel ist Jahrgang 1948) war es ein linkes Engagement, dazu ein ziemlich sektiererisches. Es hat wohl eine Zeit gegeben, in der Schlögel sich einen Kommunis-



Dr. Sonja Margolina, Prof. Dr. Karl Schlögel, Erika Steinbach MdB, Uwe Becker, Staatsminister Michael Boddenberg, Klaus Brähmig MdB (v.l.n.r.).

ten genannt hätte. Er kam dann schnell wieder davon ab, die Wirklichkeit überzeugte ihn. Weder gehörte er danach zu jenen, die die wilden Jahre nach 1968 als ihre intensivsten verkörperten und erinnerungspolitisch einschritten. Noch aber – und das ist hier wichtiger – gehörte er zu jenen anderen, die sich in alle Winde zerstreuten, die das, was sie ihre „Jugendtorheit“ nannten, dem Selbstvergessen anheimgaben. Nein, Schlögel hatte es ernst gemeint, und er meinte es auch weiter ernst – und wieder: Sturheit ist ein starker, ein guter starker Zug bei ihm.

Er hat hingesehen. Die Sowjetunion war das schreckliche Experimentier- und Exerzierfeld des Kommunismus gewesen und war es in den 1980er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts, als der Autor Schlögel hervortrat, noch immer. Der Kommunismus hat den Osten Europas gequält und geschunden – und im Westen

Europas hat das im Laufe der für diesen Westen glücklichen Jahrzehnte allmählich nicht mehr allzu viele Menschen betrübt, beschäftigt, geschmerzt. Berlin 1953, Budapest 1956, Prag 1968, Polen 1981 – um nur einige Beispiele zu nennen: Die spontanen, zum Teil verzweifelten Versuche vieler Ost- und Mitteleuropäer, die kommunistische Fessel zu lockern oder ganz zu sprengen, wurden im Westen zwar irgendwie anerkannt – es fehlte aber entschieden an Empathie. Es waren, so das Gefühl im Westen, nicht unsere Leute, die da gegen Panzer und Zensur und Mangel anrangen. Wir haben sie allein gelassen – auch mit einer Ostpolitik, die fast nur auf die Diplomatie setzte und den Faktor Volk aus dem Auge verloren hatte. Das muss den skeptisch gewordenen Ex-Kommunisten Schlögel, der ein feines Organ für die filigranen Risse im Eis des Ost-West-Blocks hatte, empört haben. Jetzt erst recht der Osten!

---

Vielleicht hatte dieses Interesse Karl Schlögels auch etwas Romantisches, vielleicht war eine Spur von Narodniki-Geist beigemischt. Es war vor allem aber wohl ein starkes Gefühl für die schreiende Ungerechtigkeit, die hinter dem westlichen Desinteresse für Ost- und Mitteleuropa stand, die Schlögel dazu bewegte, seine amour fou für den Osten nicht erkalten zu lassen. Er hat einfach nicht mehr locker gelassen. Früher als andere hat er, der immer wieder ostwärts reiste, erkannt, dass das Gebäude der sowjetgestützten Macht morsch war und dass sich da ein ebenso glücklicher wie grundstürzender Umbruchprozess anbahnte, in dem nicht die Großen, sondern die unzähligen kleinen Leute Melodie und Takt vorgaben. Wie ein rasender Reporter hat Schlögel die Brutstätten der Dissidenz, der volkstümlichen Erhebung, des populären „Nein“ besucht, ausgeleuchtet und – nein, nicht verklärt, wohl aber als Laboratorien einer besseren, zumindest reichhaltigeren Zukunft beschrieben, gedeutet. Dabei nutzte ihm sein waches Organ für das Latente, das noch nicht sichtbar, aber schon im Schwange ist.

Allein die Titel seiner Bücher und Aufsätze machen deutlich, wie dieser Autor voller Neugier durch Europa, vor allem durch dessen östlichen Teil, geschweift ist. Schon 1984 trägt ein Buch den Titel „Moskau lesen“. Oder – 1991, kurz nach der Öffnung des Kontinents – ein Buch mit dem schönen Titel „Das Wunder von Nishnij oder Die Rückkehr der Städte“; darin, um nur ein paar Kapitel zu nennen: Kreuzberg – porta orientis, Wilna – Horror einer schönen Stadt, Lemberg – Hauptstadt der europäischen Provinz, Kasan – Russlands Fenster nach Asien. Und nicht zuletzt das titelgebende „Wunder von Nishnij“, das mit einer märchenhaften Erzählung von der einst weltberühmten Messestadt Nishnij Nowgorod beginnt, die wir alle aus den Augen verloren hatten. Dann, wie eine Aufforde-

rung und zugleich programmatisch: „Go East oder Die zweite Entdeckung des Ostens“. Und nun im Schnelldurchlauf weitere Bücher des Autors: „Promenade in Jalta und andere Städtebilder“ (2001) – wenn man will, die Wiederentdeckung einer Städtevielfalt, von der wir kaum noch etwas wussten; „Petersburg. Das Laboratorium der Moderne 1909-1921“ (2002) – ein Versuch, eine faszinierende geistige Welt, die dann erstickt wurde, wieder freizulegen; „Kartenlesen oder Die Wiederkehr des Raumes“ (2003) – das kühne Bemühen, die durch die NS-Eroberungs- und Siedlungspolitik so nachhaltig diskreditierte Geopolitik wieder anzuerkennen und sie den Nazis gewissermaßen zu entreißen: die Wiederentdeckung, dass der Raum zählt; „Planet der Nomaden“ (2006) – ein Buch, das die Nicht-Sesshaftigkeit zum Thema hat und zeigt, dass Migration und Flucht das 20. Jahrhundert viel tiefer geprägt haben, als wir oft annehmen; „Das russische Berlin: Ostbahnhof Europas“ (2007), aber auch: „Terror und Traum: Moskau 1937“ (2008) – eine Reise zurück in das Herz der Finsternis, in das Moskau der großen Schauprozesse, in denen der Traum von der Befreiung in schier grenzenlosen Terror mündete.

Sie sehen: Das Themenfeld Karl Schlögels ist riesig groß – es reicht mindestens vom ehemaligen Polenmarkt auf einer Berliner Brache unweit des Postdamer Platzes bis weit ins asiatische Russland hinein. Und doch gibt es bei aller Vielfalt ein einigendes, verbindendes Band. Denn immer geht es um die Rückkehr des Ostens. Karl Schlögel ist, wenn man will, ein Botschafter, der uns von ungeheuerlichen Umbruchprozessen erzählt, er ist ein Dolmetscher, der uns erklärt, was da geschieht, ein analysierender Poet, der sich einen Reim auf scheinbar Disparates macht und der nicht müde wird, uns mit melancholisch-neugieriger Stimme die Einzelheiten zu präsentieren – Ding für Ding, Stadt für Stadt, Markt für

---

Markt, Pfad für Pfad. Autoren wie Schlögel, die einmal eine Wende vollzogen und sich von einem Glauben, von einer Weltanschauung abgewandt haben (auch ich gehöre zu dieser Spezies), werden nicht selten zu geistigen Nomaden, die wie getrieben von Thema zu Thema und oft auch von Meinung zu Meinung springen. Das führt dann dazu, dass das, was sie schreiben, nur eine kurze Haltbarkeit haben kann; was sie vor zwei Jahren schrieben, wirkt heute schon veraltet, unmöglich, auch peinlich. Nicht so bei Schlögel, dem treuen Ost-Arbeiter. Zur Vorbereitung dieser Laudatio habe ich viele Texte Karl Schlögels gelesen und wieder gelesen – neuere, aber auch welche, die zehn, zwanzig, dreißig Jahre alt sind. Gewiss, mancher Text hat, wie das Buch, in dem er steht, ein wenig Patina angesetzt – in aller Regel lesen sie sich aber so frisch wie am ersten Tag. Es gibt eigentlich nichts, was der Autor zurückzunehmen hätte, nichts, wofür er sich zu schämen hätte, nichts, worin ihn die wirkliche Geschichte ins Unrecht gesetzt und dementiert hätte.

Und das gilt erstaunlicherweise auch für die Texte, die er vor dem Wunderjahr 1989 geschrieben hat. In den 1980er-Jahren hielten Egon Bahr und viele andere die Teilung Deutschlands und die Teilung des Kontinents für schicksalhaft und sogar für gerecht, und sie waren in dieser Haltung so entschieden und so festgefahren, dass sie – wie im Grunde der gesamte Westen – die Zeichen an der Wand nicht sahen, das schon laut vernehmbare Knirschen im sowjetischen Gebäck nicht hörten. Es mag ein bisschen pathetisch klingen, aber es war schon so: Jahre bevor das sowjetische Reich zerfiel und die Grenzen sich öffneten, ahnte, spürte und beschwor Karl Schlögel das welthistorische Ereignis, das da im Kommen war. Woher er das wusste? Schwer zu sagen. Aber es muss wohl damit zu tun haben, dass er hinsah, dass er die isolierten Dissiden-

ten ebenso ernst nahm wie die populäre Verweigerung, den schleichenden inneren Exodus der ost- und mitteleuropäischen Massen.

Als das Wunder des Jahres 1989 geschehen war, glaubten viele, nun habe der Westen wohl endgültig gesiegt. Das eine Modell, so meinte man, war historisch krachend gescheitert, das andere habe sich durchgesetzt und würde nun ostwärts wandern und Mittel- wie Osteuropa eingemeinden. Davon hat Karl Schlögel nie etwas gehalten. Nicht weil er – wie so mancher Dissident, wie so manche Bürgerrechtlerin – an irgendwelche dritten Wege zwischen Kapitalismus und Sozialismus geglaubt hätte. Nein, ihm war schon klar, dass der Sozialismus zu recht aus dem politischen Angebot verschwunden ist und dass Markt und Kapitalismus zu Recht den Wettstreit der Systeme gewonnen haben. Nur war und ist er nicht ohne Weiteres davon überzeugt, dass der so erfolgsverwöhnte Westen die besseren Qualifikationen mitbringt, um unsere heutige schwierige Zeit – für die exemplarisch die Euro-Krise steht – gut zu bestehen.

Einer populären Metapher zufolge war der Osten Europas mehrere Jahrzehnte lang unter dem Eis des Kommunismus eingefroren. Wenn es schmilzt, so die Vermutung, würde eine alte Geschichte fortgesetzt werden; und jene, die nun vom Eise befreit sind, kämen auch mental aus einer fernen Vergangenheit. Der Westen dagegen: quicklebendig, hochmodern und sehr beweglich. Karl Schlögel hat eine andere Theorie vom Eis des Kalten Krieges. Er spricht von einem „festgefrorenen Frieden“ – einem Frieden, der dem Osten geschadet, dem Westen aber genutzt hat. Er hat den Westen aber auch in gewisser Weise träge gemacht. Der ungeheure Nachkriegsboom – historisch eine einmalige Ausnahme – schuf eine geordnete Welt ohne große existenzielle Risiken für den Einzelnen,

---

eine berechenbare, eine verlässliche Welt. Um in ihr zu überleben, musste man nicht ständig alle Sinne aktivieren, musste man nicht immerzu kämpfen. Ein bisschen Ehrgeiz und viel Routine reichten.

Ganz anders der Osten: Hier war nichts berechenbar, nichts vorhersehbar, hier gab es keine kausale Verbindung zwischen Leistung und Erfolg, zwischen Arbeit und Ertrag, hier fehlte ständig dieses und jenes, hier waren ohn' Unterlass Löcher zu stopfen. Alles war behelfsmäßig, man musste sich durchmogeln, sich arrangieren, man musste improvisieren und stets damit rechnen, vor dem Nichts zu stehen. Und als Schluss war mit dem Eisernen Vorhang, wurde es nicht – wie so viele hofften – umstandslos besser, im Gegenteil, es wurde vielleicht nicht schlechter, aber doch erheblich schwieriger. Gan-

ze Industrien brachen weg, Arbeitsplätze gingen verloren, Berufsqualifikationen wurden entwertet. Aus Sesshaften wurden Wanderarbeiter, Familien brachen auseinander. Sicher war nur die Unsicherheit.

Das war eine Last und eine Qual – aber, so Karl Schlögel, auch eine gute Schule. Wer durch sie hindurch ging, der lernte viel. Er musste improvisieren, musste stoisch mit Unsicherheit zu leben lernen, musste immer wieder neu Anlauf nehmen, musste beweglich werden, der Heimat und den Seinen ade sagen, er wurde gewissermaßen in die Multikulturalität geworfen. Er musste lernen, dass er sich auf die neuen Institutionen zum Teil noch weniger verlassen konnte als auf die totalitären alten. Was Institutionen im Westen auszeichnet, ging ihnen hier fast vollständig ab: Sie entlasteten nicht – in



Die Übergabe der Urkunde an Prof. Dr. Karl Schlögel: Staatsminister Michael Boddenberg, Stadtkämmerer Uwe Becker, Stiftungsvorsitzende Erika Steinbach MdB, Prof. Dr. Karl Schlögel und Laudator Thomas Schmid (v.l.n.r.).

---

Moskau so wenig wie in Kiew und Lemberg. Mit der Euro-Krise ist deutlich geworden, dass auch im Westen die Zeiten härter und vermutlich ärmer werden. Jetzt sind wir es, die die Kunst des *muddling through*, des Durchwurstelns, des Lebens in relativer Unordnung werden lernen müssen. Der Osten ist jetzt nicht mehr rot, aber in mancher Hinsicht weiter. Ich bin mir nicht sicher, ob diese Beschreibung, die Karl Schlögel gegeben hat, gänzlich stimmig ist – ich halte dann doch große Stücke auf die Regenerationskraft der alten westlichen Welt. Aber zweifellos hat Schlögel darin recht, dass die osteuropäische Erfahrung eine wertvolle ist, die wir nicht missachten sollten.

In Karl Schlögels Sicht dann erscheint das 20. Jahrhundert und erscheint auch dieses frisch angebrochene Jahrhundert als ein Jahrhundert der großen Unruhe: der Wanderungen, der Migration, der Vertreibung, der Flucht, des ewig Provisorischen. Es war eine Zeit gewaltsamer Ortsveränderungen. Schriebe man deren Geschichte, sagt Schlögel, dann würde es sich „rasch herausstellen, dass fast jede Nation in Europa ihren Tribut entrichtet hat, und dass viele dabei waren, den ungeheuren Wirbel zu entfachen, in dem die Menschenlandschaft Europas um und um gepflügt worden ist“. Es kommen in dieser Geschichte des Kontinents auch Glück und Erfolg vor, gar nicht einmal so knapp. Es kommt darin aber auch unendlich viel Leid vor. Es hat alle getroffen: Polen, Russen, Tschechen, Deutsche, es hat Juden vor allem, aber auch Christen und Muslime getroffen. Jede Gruppe hat ihr Leid im Herzen eingeschlossen, jede Gruppe hat sich wieder und wieder die Geschichte vom eigenen Leiden erzählt. Obwohl doch das alle Verbindende eigentlich gar nicht zu übersehen ist, kam es – und die Ursache dafür ist sehr schwer zu finden – zur Segmentierung der Erfahrung von Leid, zu parallelen Opfererzählungen, die sich



Thomas Schmid bei seiner Laudatio: „Er will, dass kein Leid vergessen wird, und er will genauso, dass keine Chance auf Lernen, auf neue Erfahrungen, ja auch auf Versöhnung ungenutzt bleibt.“

nicht einmal in der Unendlichkeit trafen. Polen, die unter der deutschen Besatzung zu leiden hatten, wollten oft nicht sehen, dass auch Deutschen Unrecht zugefügt wurde, mit der Vertreibung. Deutsche Vertriebene wollten oft nicht wahrhaben, dass ihr Leid nicht das einzige war, und sie sahen in den Polen Vertreiber, nicht Opfer deutscher Gewaltherrschaft. Schlögel drückte das mit der Wendung aus, die Vertriebenen wachten über ihr Vertriebenesein wie über ein Monopol.

Er kann sich diese Verschlossenheit in sich selbst der Vertriebenen und oft auch ihrer Kinder und weiteren Nachkommen gut erklären: So etwas stellt vielleicht eine Art von Heimatersatz her. Aber Karl Schlögel kann sich damit zu Recht nicht abfinden. Er sagt: „Obwohl fast jeder Mittel- und Osteuropäer mit Umsiedlung

---

und Vertreibung zu tun bekam, wird sie nicht als europäische Kollektiverfahrung wahrgenommen, sondern als spezifische Erfahrung einer Nation, einer Volksgruppe oder Landsmannschaft – fast immer nur der eigenen. Diese Wahrnehmung bleibt zurück hinter der Europäizität der Zerstörungsvorgänge im 20. Jahrhundert.“ Diese gesamteuropäische Erfahrung soll, sie muss wahrgenommen werden, nur das führt weiter und zusammen, da ist Karl Schlögel unerbittlich und kritisiert jene, die sich in ihr Leid oder das ihrer Vorfahren einschließen.

Es muss aber auch, sagt er, möglich sein, den entschwundenen Osten Europas wahrzunehmen, zu würdigen und dem Phantomschmerz des Verlustes nicht auszuweichen. Der verlorene deutsche Osten hat, wenn man so will, ein Recht darauf, nicht in Vergessenheit zu geraten und in seiner Fülle wenn nicht in Erinnerung, so aber doch im Gedenken gehalten zu werden. Nicht nur in Büchern und Ausstellungen, sondern auch in den Gefühlen. Ich füge hier eine ganz kleine persönliche Erfahrung an, die mich zuversichtlich stimmt. Im vergangenen Jahr konnte ich dabei sein, als dem Schriftsteller Siegfried Lenz in seiner masurischen Heimatstadt Lyck, sie heißt heute Ełk, die Ehrenbürgerwürde verliehen wurde. Bei einer Erkundungsfahrt durch die Stadt fiel mir ein mehr als hundert Jahre alter Wasserturm auf, und ich erinnerte mich, dass der Turm in dem Roman „Heimatkunde“ von Siegfried Lenz eine Rolle spielt. Als ich ihn mir auch deswegen und, weil er so schön ist, ansehen wollte, stellte ich fest, dass der Turm sowie ein benachbarter Anbau Sitz der verbliebenen deutschstämmigen Minderheit in Ermland und Masuren ist. In den vier Etagen des lange schon stillgelegten Wasserturms: eine rührende Zusammenstellung von Erinnerungsstücken aus der Geschichte der Deutschen in Ermland und Masuren – viele Fotos, viele Bücher, Butter-

schleudern, Teller, Schüsseln, Gabeln, Messer, Löffel, Gesticktes und so weiter. Und im Anbau trafen sich die Deutschstämmigen – alte Leute zumeist, die viel besser Polnisch als Deutsch sprechen – und erfreuten sich an alten deutschen Rezepten. Es waren traurige, fröhliche, allesamt friedliche Leute, denen die Geschichte einen Schlag versetzt hat – nicht nur, weil sie über Jahrzehnte hinweg jenseits der eigenen vier Wände nicht Deutsch sprechen durften. Einer von ihnen stellte sich mir als Rentner aus Rügen vor, 1945 vertrieben. Nun kommt er, erzählte er, jedes Jahr für drei, vier Monate hierher, um zu helfen, um an den Stätten seiner Jugend zu sein und mit den wenigen verbliebenen Deutschstämmigen so oft als möglich bei scharfen Alkoholika zu feiern. Wie schön, dass so etwas heute normal ist.

Ich bin mir ganz im Klaren darüber, hier nur einige Facetten des engagierten, aber auch zurückhaltenden, umsichtigen Intellektuellen Karl Schlögel umrissen zu haben. Schlögel ist ein melancholischer Optimist, ein nicht verbitterter Skeptiker. Er will, dass kein Leid vergessen wird, und er will genauso, dass keine Chance auf Lernen, auf neue Erfahrungen, ja auch auf Versöhnung ungenutzt bleibt. Er hält die Vergangenheit und ihre Schrecken wie ihre Schönheiten gegenwärtig und er nimmt neugierig die Laufspuren in Augenschein, auf denen die Völker Europas wandern und an einer ungeahnten Zukunft bauen. Solche kluge Menschen, solche neugierigen wie emphatischen Wanderer zwischen den Welten, solche genauen Beobachter, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sorgsam aneinander binden – solche Geister können wir gut gebrauchen.



“  
An den Folgen dieser inneren Entfremdung  
und Verfeindung, den mentalen Spätfolgen  
des Kalten Krieges und der mit ihr verbunde-  
nen Lagerbildung, laborieren wir bis heute.  
”

# *Prof. Dr. Karl Schlögel*

## *Preisträger*

---

**Karl Schlögel** wurde am 7. März 1948 in Hawangen/Bayern geboren. Nach dem Abitur und Zivildienst begann er 1969 sein Studium der Philosophie, Soziologie, Osteuropäischen Geschichte und Slawistik an der Freien Universität Berlin. Promotion zum Dr. phil., freiberufliche Tätigkeit als Übersetzer und Schriftsteller, zahlreiche Aufenthalte in den USA und Osteuropa in den 1970er und 1980er Jahren, Forschungsaufenthalte in Moskau (1982/1983) und Leningrad (1987), 1990 Ruf auf den Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte an der Universität Konstanz und anschließend an die Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder) sind Stationen in seinem beruflichen Leben.

Dabei war ihm diese Profession nicht in die Wiege gelegt. Er selbst sagt dazu: „Die Welt, in der ich groß geworden bin, ist ohne Flüchtlinge nicht denkbar, ich würde sogar sagen, ich verdanke ihnen sehr viel. Sie waren die Fremden in dem schwäbischen Dorf, in dem ich aufgewachsen bin, sie waren die Interessanten, die Inspirierenden, sie verkörperten die weite Welt und den Bezug nach draußen, sie waren mobiler, moderner, anregender. Für mich jedenfalls waren sie die Brücke nach draußen, in den europäischen Osten: nach Breslau, Karlsbad, Znam, Siebenbürgen.“ Schlögels Arbeiten basieren nicht nur auf wissenschaftlichen Forschungen am Schreibtisch. Er macht sich selbst ein Bild von den Menschen, Orten und Geschehnissen, über die er schreibt.

---

---

# Preisverleihung 2012 | Prof. Dr. Karl Schlögel

## **Dankesrede des Preisträgers**

in der Frankfurter Paulskirche am 28. Oktober 2012





Sehr verehrte Frau Steinbach,  
sehr geehrter Herr Becker,  
lieber verehrter Thomas Schmid,  
verehrte Mitglieder der Jury,  
meine Damen und Herren,

Veranstaltungen, selbst so festliche wie diese, und an einem so bedeutenden Ort wie der Paulskirche, werden in der Regel nicht entlang von Jahrhundertdaten, sondern nach Termin kalender festgelegt. Aber dass man sich fast automatisch einklinkt in eine Kette, der wir kaum entgehen können, ist doch wieder bezeichnend. In diesen Tagen ist es genau 100 Jahre her, dass ein Krieg begann, der uns mitten hineinführt in die Tragödien des 20. Jahrhunderts, in den Sturm der ethnischen Säuberungen, der Vertreibungen, Umsiedlungen und des Völkermordes, ein Sturm, der am Ende auch die Deutschen selbst erfasst. Im Oktober 1912 begann der erste Balkankrieg, der – beendet im Frieden von Konstantinopel und der Konvention von Adrianopel im Jahre 1913 – den ersten organisierten Bevölkerungsaustausch der modernen Geschichte mit sich brachte, mithin also die Austreibung der Muslime aus den eroberten Gebieten des niedergehenden Osmanischen Reiches und die Flucht Hunderttausender im Laufe der Kriegshandlungen. Eine Kette war damit in Gang gesetzt, die in weiteren Kriegen in der Region sich fortsetzte, die hineinlief in die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“, die Entfaltung dessen, was später Vorläufer des totalen Krieges heißen wird mit allem, was dazu gehört. Dieser Krieg führt uns auch hinein in den Beginn der Tragödie, der Franz Werfel, der Namensgeber des heute vergebenen Preises, wohl sein ergreifendstes und erschütterndstes Buch gewidmet hat: „Die vierzig Tage des Musa Dagh“, dessen Handlung im Übrigen in einer Gegend spielt, die nicht allzu weit entfernt ist von einer



Leise, bescheiden und wortgewaltig bedankte sich Karl Schlögel für die Ehrung mit dem Franz-Werfel-Menschenrechtspreis.

Region, in der auch in diesem Augenblick Hunderttausende auf der Flucht sind.

Man möchte nach der Lektüre von Franz Werfels „Die vierzig Tage des Musa Dagh“ am liebsten verstummen. Und man schreckt zurück vor dem Gewicht, das in dem Wort „Menschenrechtspreis“ steckt – denn ist es nicht so, dass man im Einsatz für die Bewahrung der Menschenrechte etwas riskiert, etwas durchgestanden, eine solche Ehrung verdient haben muss? Gemessen daran wird mein Dank nur als bescheiden bezeichnet werden können, auch wenn er von Herzen kommt.

Ich danke Ihnen, Frau Steinbach, für Ihre anerkennenden Worte, besonders aber für die Großzügigkeit, mit der Sie jemanden auszeichnen, der Ihnen in dem zentralen Anliegen – der Erinnerung an Flucht und Vertreibung der



Preisträger Prof. Dr. Karl Schlögel mit seiner Ehefrau Dr. Sonja Margolina.

Deutschen und der Errichtung eines entsprechenden Dokumentationszentrums – immer nahestand, in manchem Punkt aber auch nicht. Ich danke den Mitgliedern der Jury, dass sie mir den Preis zuerkannt haben, das ist Schwerarbeit, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Und ich danke Thomas Schmid dafür, dass er sich in seiner Laudatio so intensiv mit meiner Arbeit auseinandergesetzt hat, obwohl er doch, wie wir alle wissen, überaus beschäftigt ist.

Ja, es ist so, dass ich nun schon einen großen Teil meiner Lebenszeit dem Schicksal von Flüchtlingen, Vertriebenen, Um- und Ausgesiedelten, Staatenlosen und Heimatlosen, gewidmet habe – nicht nur der Deutschen, wenn ich an die russischen Emigranten nach 1917 oder an die in der Stalinzeit deportierten sogenannten Kulaken denke, oder an die in alle Winde zerstreuten Wolgadeutschen, denen ich in Zügen oder auf

Flughäfen begegnet bin, als ich in der späten Sowjetunion unterwegs war.

Das war kein Vorsatz und kein Plan, schon gar kein Forschungsplan, auch wenn ich Forschungsprojekte dazu angestoßen und dazu publiziert habe. Wie meistens entspringen die großen Fragen, die einen ein Leben lang in Atem und in Bewegung halten, nicht einer abstrakten Forschungslogik oder akademischen Diskursen, wie wichtig diese auch sein mögen, sondern sie sind einem durch das Leben und die Erfahrung selbst nahegebracht, fast auferlegt, zwingend. Man neigt in späteren Jahren dazu, sich die eigene Biographie zurechtzulegen, vielleicht sogar zu stilisieren, man will sich einen Reim machen darauf, wie alles gekommen ist.

Mein Interesse an den Flüchtlingen und Vertriebenen – vom Buch „Die Mitte liegt ostwärts.“

---

Die Deutschen, der verlorene Osten und Mitteleuropa“ bis zum „Planeten der Nomaden“ – ist gleichsam uralt. Ich komme nicht aus einer Vertriebenen-Familie, aber ich bin aufgewachsen unter einem Dach mit den Kindern der Vertriebenenfamilien, die es nach dem Krieg ins Allgäu – seit den Bauernkriegen vermutlich die geschichtsfernste Region Deutschlands – verschlagen hatte und die auf unserem Hof einquartiert waren. Sie waren aus dem Egerland, aus dem mährischen Znajm, aus Breslau gekommen. Ich bewundere im Nachhinein meine Mutter, wie sie das alles geschafft hat. Ich weiß aus späteren Erzählungen und vor allem aus den noch späteren historischen Analysen, dass die Neuankömmlinge, die an den Bahnstationen einfach ab- oder ausgesetzt wurden, nicht überall willkommen waren, und dass es Diskriminierungen und Demütigungen zuhauf gab: auf welche Schulbank man in der Volksschule gesetzt wurde, in welchen Betstuhl man in der Kirche durfte, wer zum sonntäglichen Frühschoppen oder in den Gemeinderat durfte. Und doch habe ich trotz allem, was ich über die „Kalte Heimat“ gelesen habe, eine andere Erinnerung: die Flüchtlinge, die aus dem Osten in dieses schwäbische Dorf gekommen waren, waren Fremde, die einen anderen Dialekt, eine andere Sprache sprachen, die etwas anderes und meist mehr wussten als die Einheimischen. Die Frauen taten etwas, was man bis dahin nicht gesehen hatte: sie lackierten sich ihre Fingernägel, manche rauchten sogar. Diese Fremden waren die wirklich interessanten Leute im Dorf und es war schade, dass sie weggezogen, nachdem sie in der Stadt eine Arbeit gefunden hatten, die ihrem Können, ihrer Qualifikation entsprach. Ich glaube, ich erinnere mich an jeden von ihnen: an den Beruf, an seine Geschichte, an das Musikinstrument, das einer spielte. Man hat das später als demografische Revolution ohne Beispiel bezeichnet, die die alten Verhältnisse aufgebrochen und die stillen,

rückständigen Landstriche in die Welt des Wirtschaftswunders katapultiert hat. Ich, und nicht nur ich, verdanke diesen Neuankömmlingen viel, unter anderem mein Interesse für die östliche Welt. Es kamen noch einige andere Momente hinzu, aber dass ich als Gymnasiast meine erste größere Reise ins Ausland in die Tschechoslowakei unternahm, hatte auch damit zu tun. Ich sah sehr früh Eger, Marienbad, Budweis, Leitmeritz, Pilsen, Krumlau, Prag und ich bekam für immer eine Vorstellung davon, dass es jenseits der Bundesrepublik noch etwas ganz Anderes gab: die damals ganz in Russ-schwarz daliegende alte Hauptstadt Mitteleuropas, die Stadt Kafkas, und in nächster Nähe Terezin/Theresienstadt. Der Krieg war fast 20 Jahre zu Ende, aber die Städte und Dörfer in den Grenzgebieten der Tschechoslowakei sahen immer noch aus, als wären sie gerade erst von ihren Bewohnern verlassen worden: leere Gehöfte, verlassene Gasthöfe, eingestürzte Dächer, verödete Marktplätze, Innenstädte, denen die einstigen Einwohner abhanden gekommen waren. Kriegsgelände, Nachkriegsgelände, Vertreibungsgelände. Was immer an späteren Eindrücken und Erfahrungen hinzu kam – Reisen in andere Regionen des mittleren und östlichen Europa – es war fast immer die Begegnung mit leer geräumten Zonen, über die zuvor eine andere Gewalt hinweggegangen war, oder Brachen, denen man ansah, dass sie eben erst wieder bebaut worden waren. Und fast immer stockte einem der Atem. Es war das Gefühl eines unermesslich großen Verlustes, von dem zu sprechen, sobald man zurückgekehrt war, sinnlos erschien: dort war der Blick westwärts gerichtet, und alles was zurückgelassen war, schien rückwärtsgewandt, gestrig, ewiggestrig, wenn nicht reaktionär. Namen, die keiner mehr nennt, bald Namen, die keiner mehr kannte. Die Erfolgsgeschichte Nachkriegsdeutschlands – hat die Verlustgeschichte

---

überdeckt. Die Deutschen waren aus dem Zusammenhang herausgefallen, in dem sie über Generationen gelebt hatten, ihnen war auf dem Weg, westlich und weltläufig zu werden, die Verbindung zum mittleren und östlichen Europa weitgehend abhanden gekommen, oder sie waren wie im Fall der DDR unfreiwilliger Teil des östlichen Blocks. Eine oft übersehene Selbstprovinzialisierung als Preis für den Zugang zur neuen Welt. Es schien sogar eine gewisse Logik darin zu walten, dass die Ungeheuerlichkeit der deutschen Verbrechen im Osten Europas am Ende auf die Deutschen selber zurückschlug. Ganze Landstriche, Städte, eine jahrhundertelange Geschichte, die Arbeit von vielen, vielen Generationen – aus dem Horizont verschwunden, gelöscht. Es grenzt an ein Wunder, wie eine Kultur, eine Gesellschaft so etwas aushielt und verkraftete ohne die Balance zu verlieren. Und es grenzt an ein Wunder, dass die Verarbeitung eines solchen Verlustes, irgendwie gelungen ist – allen Versuchungen, die Fragen von Grenzen und Territorien doch offen zu halten, zum Trotz. Es ist klar, dass den Mehrheitsdeutschen dieser Verlust nicht so naheging, wie jenen, die ihn selbst, persönlich, unmittelbar erfahren hatten. Ich meine damit nicht nur Verlust von „Haus und Hof“, sondern das, was man im weitesten und innigsten Sinn Heimat nennt. Wie soll man auch jemandem, die nie dort gewesen ist, etwas von der einst glänzenden Stadt Königsberg – der Stadt Kants und Hannah Arendts – erzählen oder von dem weiten Himmel und den Wolkenbildungen in Ostpreußen. Wie soll jemand, der nie dort gewesen ist, etwas vom Zauber Schlesiens, der Weite der Oderebene oder der Landschaft des Riesengebirges ahnen. Je länger, je mehr blieben die Menschen, die mit diesen Bildern von der alten in eine neue Heimat gekommen waren, für sich und allein – mit ihren Erinnerungen und Familiengeschichten, über die sie, wenn überhaupt – in der DDR war dies

von Anfang höchstens im Geheimen möglich – nur zuhause oder auf den jährlichen Treffen der Landsmannschaften sprechen konnten.

Der Weg, hinüber auf die andere Seite der Mauer, die durch Europa ging, führte für mich und für viele meiner Generation über die Anerkennung dessen was geschehen war. Eine Wiederbegegnung mit den Völkern des östlichen Europa war für mich, ohne die Anerkennung der Nachkriegsordnung nicht denkbar, so ungeheuerlich, zunächst auch ganz undenkbar diese – für alle Parteien, ja: für alle Parteien – war. Aber es war letztlich auf diesem Wege, dass sich die Türen öffneten und es ist kein Zufall, dass es zuerst Kirchenleute waren, die ihn gingen. Aber wie schwer dies gewesen sein muss, ermesse ich daran, dass selbst jemand wie Marion Gräfin Dönhof, eine Wegbereiterin der Aussöhnung mit Polen es nicht übers Herz brachte, 1970 in Warschau dabei zu sein, als förmlich und vor aller Welt die Nachkriegsgrenzen anerkannt und der Verlust auch ihrer Heimat für immer ratifiziert wurde.

Es war in diesen Jahren, dass sich irgendwie die Wege teilten, sie auseinanderliefen, eine innere Abkapselung und Isolierung um sich griff, sich festfraß, an der wohl beide Seiten ihren Anteil hatten. Der Kalte Krieg brauchte klare Fronten, ein „Sowohl als auch“ war ihm verdächtig. Auch der Kalte Krieg forderte seine Opfer. Die Anliegen der Vertriebenen erschienen als überholt, sie erschienen als Störenfriede auf dem Weg zum Ausgleich. Aber auch jene, die die Tür zu einer neuen Ostpolitik aufstießen, wurden nicht selten als Verräter angegriffen, obwohl sie nichts verraten, auf nichts verzichtet hatten, was nicht schon verspielt worden war. Es sind jene Jahre, in denen man sich nur noch widerwillig und zunehmend gleichgültig mit den Anliegen der Landsmannschaften auseinandersetzt, wenn

---

überhaupt. Und es entwickelt sich das, was Erika Steinbach und Peter Glotz immer wieder und zu recht Kälte und mangelnde Empathie genannt hatten, wenn es um die leidvolle Erfahrung der Heimatvertriebenen ging. An den Folgen dieser inneren Entfremdung und Verfeindung, den mentalen Spätfolgen des Kalten Krieges und der mit ihr verbundenen Lagerbildung, laborieren wir bis heute. Nicht anders kann man sich die Querelen, die Verdächtigungen, die Auseinandersetzungen darum, wie der Komplex der deutschen Vertreibungserfahrung in unsere Kultur integriert werden soll, erklären. Viele dieser Auseinandersetzungen haben eher etwas mit dem Betrieb der Erlebnis- und Erregungsgesellschaft zu tun als mit der Sache selber. Es ist doch eine Selbstverständlichkeit, dass die Vertreibung der Deutschen im europäischen Kontext zu sehen ist, und nicht borniert national. Es ist doch eine Selbstverständlichkeit, dass es eine Abfolge der Ereignisse gab, und dass sie nicht aus heiterem Himmel kam – wer wollte bestreiten, dass Flucht, Umsiedlung und Vertreibung „im Kontext des Zweiten Weltkrieges“ zu sehen sind. Aber ebenso selbstverständlich ist, dass ein solcher Vorgang nicht sich in einen allgemeinen und anonymen Kontext einer säkular gewordenen Idee von der „ethnischen Homogenisierung“ auflösen lässt, sondern dass es benennbare Akteure, Interessen, Verantwortliche gab. Wie kann es nur sein, dass der Verweis darauf, dass zwischen 12 und 14 Millionen Deutsche am Ende des Krieges aus den Ostprovinzen des Reiches und Ländern des östlichen Europa geflohen und vertrieben worden sind und die Feststellung, dass dies die größte ethnische Säuberung des 20. Jahrhunderts war, als Relativierung deutscher Schuld missverstanden werden kann? Was soll revisionistisch sein an der Feststellung, dass es im Gefolge der Flucht, Umsiedlung und Vertreibung der Deutschen auch Verbrechen gegen die Menschlichkeit gegeben hat? Und

wer kann nur auf den Gedanken kommen, der Unterschied zwischen Vertreibung der Deutschen und Ausrottung der Juden in Europa solle nivelliert oder überhaupt zum Verschwinden gebracht werden? Aber man weiß auch, dass analytische Unterscheidungen, so notwendig und so hilfreich sie sind, individuelles Leiden nicht wirklich fassen können. Es ist auch keine Apologie der Massenvertreibungen, wenn das Denken der Zeit rekonstruiert wird: es gab eben eine Zeit, in der – ein grausamer Irrtum wie sich herausstellte – Bevölkerungstransfers und Bevölkerungsaustausch als definitives Mittel zur Lösung von jahrhundertalten und für unlösbar gehaltenen Konflikten angesehen wurden – von Lausanne 1923 bis Potsdam 1945. Auch bleibt unerfindlich, weshalb es verdächtig oder sogar gefährlich sein sollte, sich mit dem kulturellen Erbe der Deutschen im östlichen Europa zu beschäftigen, weil man damit Beifall von der falschen Seite bekommen würde, wie einem das vor Jahren noch vorgehalten werden konnte.

Freilich hat sich viel getan in den letzten Jahren, den letzten beiden Jahrzehnten. Die Beharrlichkeit und die Initiativen des ZENTRUM GEGEN VERTREIBUNGEN haben, ich muss das gestehen, einen großen Anteil daran. Ich verweise hier nur auf die drei großen Ausstellungen. Seither hat es zahlreiche Filme, Bücher, Erinnerungen, Dokumentationen, auch Romane zum Thema gegeben. Und doch bleibe ich dabei. Auch in mehr als einem halben Jahrhundert Nachkriegszeit haben wir – wenn ich so sagen darf: wir, die deutschen Intellektuellen – es nicht vermocht, eine Sprache zu finden für das, was ein deutscher Historiker von Rang einmal die letzte große Herausforderung für die Geschichtswissenschaft genannt hat. Sie müsste es leisten, in einem Narrativ die doppelte Katastrophe zusammenzubringen, das Unglück, das die Deutschen über Europa gebracht haben und das Unglück, in dessen

---

Sog sie schließlich selbst hineingezogen worden sind. Die Polemiken und das immer gleiche alte Spiel mit Missverständnissen sind ja nur möglich, weil und insofern es eine integrale Erzählung nicht gibt. Ich weiß nicht, ob es je eine geben wird. Es wäre ein episches Werk, in dem das Unglück der vielen Einzelnen nicht verschwindet hinter den monströsen statistischen Zahlenwerken, in denen das Unglück der einen nicht zur Rechtfertigung des Unglücks der anderen geworden ist, in der es keine nachträgliche Sinngebung des Sinnlosen gibt, in der der Zusammenhang, die Kette der Verhängnisse nicht geleugnet wird, wo aber auch keine Logik der Geschichte bemüht werden muss; eine Erzählung, in der alle Landschaften wieder auftauchen, meinerwegen als heile Welten, die sie nie waren, als verbrannte Erde, entvölkert, als verlorene Heimat, aber auch wieder besiedelt und mühsam wieder in Betrieb genommen. Ich glaube, wir, in diesem Fall besonders die Historiker, waren der Aufgabe, dieser doppelten Hinterlassenschaft eine Sprache zu geben, nicht gewachsen, trotz vieler Anläufe und beachtlicher Anstrengungen einzelner. Es gibt Situationen, in denen man verstummt, nicht weil man etwas verdrängen will, sondern weil sich die Sprache nicht einstellt, die Worte sich nicht finden, um Dimensionen eines heillosen Unglücks zu fassen. So etwas gibt es. Und ich habe es für mich immer so umschrieben: wie spricht man über ein großes Verbrechen im Schatten eines anderen noch größeren. Denn, dass diese immer irgendwie ineinander übergingen, konnte niemandem entgehen, der im östlichen Europa unterwegs war. Und dies ist ein Problem aller Deutschen, nicht allein der Vertriebenen.

Es ist nun auch schon ein ganzes Leben, das angefüllt ist von diesem Spurensuchen und Spurenlernen. Man begegnet diesen Spuren, man entgeht ihnen nicht, wo immer man dort unter-

wegs ist. Man hat immer Doppelstädte vor sich, Doppel- und Mehrfachgeschichten. Man liest immer in mehrsprachigen Stadtplänen und Stadtführern. Die Schichten überlagern sich, und was einmal ein blühender und von Leben vibrierender Kreuzungs- und Begegnungspunkt der Kulturen der Deutschen, der Juden, der Polen, der Ruthenen und der vielen anderer Völkerschaften war, das ist am Ende das bereinigte, gesäuberte Gelände, das man im Kopf wieder zusammensetzt, nachdem es auseinandergesprengt worden ist: Vilnius, Riga, Lodz, Lemberg, Czernewitz, Daugavpils, Königsberg, Prag, Sarajewo. Wo immer wir hinkommen, wir wandern durch ein Gelände, auf dem zuvor immer schon andere waren: Kolonisten und Eroberer, Pioniere und Zerstörer, Ingenieure und Christopher Browns „Ganz normale Männer“, Deportationszüge und Flüchtlingstrecks. Es gibt, so scheint es, auf dem Schlachtfeld der Diktatoren (Dietrich Beyrau) keine unschuldigen Landschaften und Städte.

Ich muss gestehen, dass ich 1989 den Augenblick gekommen sah, in dem möglich wurde, was der große, unbändige und unabhängige Geist Jan Józef Lipski schon vor der Wende (1985) gesagt hatte: „Wir müssen uns gegenseitig alles sagen, unter der Bedingung, dass jeder über seine eigene Schuld spricht. Wenn wir dies nicht tun, erlaubt uns die Last der Vergangenheit nicht, in eine gemeinsame Zukunft aufzubrechen.“ Ich war überzeugt, dass der Augenblick da sein wird, in dem wir stark genug sein werden, uns alles sagen zu können, was wir sagen müssen, wahrhaftig, unverstellt, ohne falsche Rücksichtnahme. Es war jener glückliche Augenblick, in dem die Deutschen durch die friedliche Revolution im östlichen Europa in ihre Einheit entlassen wurden, jener glückliche Moment, der – das kann ich nicht verschweigen – durch ein Zögern, ein Moment des Taktierens, in einem Augenblick, da



Prof. Dr. Karl Schlögel in der Paulskirche: „Versöhnungen, die über gleichsam verabredete Sprachregelungen zustande kommen, sind brüchig.“

eine ganze Epoche zu Ende ging, gefährdet war. Alles schien damals möglich und war es auch. Hinzu kam der Ausbruch des Krieges, in dem der Vielvölkerstaat Jugoslawien zugrunde ging und wo mit einem Mal ein Thema wieder auf die Tagesordnung gesetzt war, das als historisches längst erledigt schien. Nun war es zurück und wurde zum Katalysator einer Geschichte, mit der die Deutschen und ihre Nachbarn selber noch nicht ganz fertig geworden waren, weil sie in einen langen, allzu langen Kalten Krieg verwickelt waren. Was es alles gab nach 1989: Konferenzen in Warschau, Dokumentenveröffentlichungen, eine Flut von Übersetzungen, Öffnung der Archive, junge Schriftsteller auf Spurensuche in Städten, in die ihre Eltern gekommen waren und wo die Inschriften auf jene verwiesen, die darin unlängst noch gewohnt hatten, eine Stimmung des Aufbruchs, die uns alle mit großer Zuversicht erfüllt hatte. Die Zeit des Aufrechnens

und der alten Rechthaberei schien vorbei zu sein – für immer. Aber dann hat es doch noch ein Jahrzehnt gedauert, bis es über viele Vorarbeiten, Vorstufen und offenbar unvermeidliche Polarisierungen und Antagonisierungen hinweg zur Gründung des „Sichtbaren Zeichens“ – der Stiftung „Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ – in Berlin gekommen ist. Nun, in diesen Wochen mit einem Konzept, das einen Raum schafft nicht für die europäische Erzählung, wohl aber für unterschiedliche Sichten auf das „Jahrhundert der Flüchtlinge“ und die Deutschen darin im Besonderen. Ich bin nicht so naiv, die Schwierigkeiten in der Bewältigung dieses Kapitels deutscher und europäischer Geschichte zu übersehen. Der Teufel steckt auch hier im Detail, wie ein den Deutschen wohlgesonnener wie skeptischer polnischer Historiker bemerkte. Die Schwierigkeiten sind mir geläufig. Aber ich kann auch sagen, dass sie mehr von außen kommen, und

---

dass die Diskussion in Wahrheit interessierter, sachlicher abläuft als mancher Bedenkenträger, dem es schwerfällt, aus den Lagerkämpfen von gestern auszusteigen, meint. Seit fast 20 Jahren halte ich Vorlesungen, Seminare, Konferenzen zum Thema. Ich frage die jungen Leute, weshalb sie sich dafür interessieren, ob sie familiär etwas mit dem Thema zu tun haben. Es melden sich dann: Deutsche, Polen, Ukrainer, Studierende aus dem Baltikum. Interessant ist auch, dass Studenten aus deutsch-türkischen Familien ganz überrascht sind, dass es so etwas überhaupt gegeben hat – deutsche Flüchtlinge – und dass es auch Migranten mit deutschem Hintergrund gibt, obwohl diese sich nicht als solche sehen: Aussiedler, Russlanddeutsche. Es werden Dissertationen zu schmerzlichen Themen geschrieben – über Breslau und den Bevölkerungsaustausch, über die Verwandlung Stettins ins polnische Szczecin, über die imaginären Bilder vom Riesengebirge und Gerhardt Hauptmanns Villa in Agnetendorf, Arbeiten über geteilte Städte nach 1945 und die moderne Architektur im Kattowitz der 1920er Jahre. Dazu gehören Exkursionen nach Königsberg/Kaliningrad, nach Thorn, nach Lodz oder nach Grodno oder Brünn, geführte Touren, wo deutsche und polnische Heimatvertriebene zusammenkommen, die sich, wie sich herausstellte, oft mehr zu sagen haben als Angehörige der Vertriebenen und Nicht-Vertriebenen der deutschen Normalgesellschaft. Das gehört alles unaufgeregt und höchst anregend zum Alltag einer Generation, die den Vorteil hat nach den Spannungen und Verspanntheiten des Kalten Krieges und schon jenseits der alten Lagermentalitäten aufzuwachsen.

Und doch wäre es eine Untertreibung, wenn man behaupten würde, es gäbe keine Probleme mehr. Die Vorstellung, man könnte alles, was unsere Völker sich einander angetan haben,

in einer einzigen großen Erzählung zusammenfassen, ist – vorerst jedenfalls – unrealistisch. Niemand sollte das verlangen. Unterschiedliche, ja diametral entgegengesetzte Erfahrungen lassen sich nicht per Dekret vereinheitlichen, auf einen Nenner bringen. Versöhnungen, die über solche gleichsam verabredete Sprachregelungen zustande kommen, sind brüchig. Was aber möglich ist, und was nach langem, gemeinsamem Suchen erwartet werden kann, ist, dass es einen Raum gibt, in dem unterschiedliche Erfahrungen dokumentiert, artikuliert, analysiert werden können. Es muss möglich sein, sich die Geschichte der anderen anzuhören. Wir müssen sie ertragen und aushalten können. Was dann daraus wird, werden wir sehen. Das ist alles andere als Relativismus, das ist alles andere als Gleichmacherei, in der alle Katzen grau sind, sondern es ist das Zurkenntnisnehmen und Fixieren der unterschiedlichen Perspektiven auf möglicherweise denselben Vorgang. Dieser Raum ist kostbar und muss verteidigt werden gegen Übergriff von welcher Seite auch immer. Wir können nur hoffen, dass irgendwann sich die Elemente herauskristallisieren, die zusammengesetzt ein genaueres, ein angemesseneres, ein gerechteres Bild ergeben, indem wir uns alle wiedererkennen können. Dies ist soweit ich sehe auch der eigentliche Fortschritt in dem Konzept, das der Gestaltung der künftigen Dauerausstellung der Stiftung „Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ zugrunde liegt. Wenn man so will, ist das ein kleiner, aber doch bedeutender Fortschritt in einem Jahrzehnt, in dem es ansonsten nach dem Aufbruch nach 1989 Rückschläge und Enttäuschungen gegeben hat. Ob am Ende dann jenes Epos der europäischen Zwangsmigrationen stehen wird, steht dahin. Vielleicht findet sich der Autor, der dies auf sich nimmt und leisten kann. Was mir aber jetzt schon klar erscheint, ist, dass es weitere Aufgaben gibt, die der jetzt lebenden und der

---

noch folgenden Generation aufgegeben sind. Es gibt eine Geschichte der Deutschen vor Hitler, und ihr Schauplatz ist über viele Jahrhunderte hinweg das mittlere und östliche Europa gewesen. Sich dieser Geschichte zu vergewissern, ist eine Sache, die nichts mit Nostalgie zu tun hat. Die Geschichte der Deutschen im östlichen Europa ist mit dem Weltkrieg und seinen Folgen ebenfalls in den Abgrund gerissen worden wie auch die Geschichte der Juden im östlichen Europa. Es bedurfte und bedarf regelrechter wissenschaftlicher Wiederaufbauarbeit. Die Kategorien, in denen diese Geschichte erforscht und erzählt werden kann, müssen auf die Höhe der Zeit gebracht werden. Es handelt sich eben nicht bloß um eine Volks- oder Nationalgeschichte, sie ist zugleich Geschichte einer eindrucksvollen europäischen Modernisierungsbewegung, Entwicklungsgeschichte, transnational und vielfach verzweigt, eine Geschichte der Weitläufigkeit und Verbundenheit mit den Völkern des östlichen Europa. Aus all diesen Gründen kann sie nur in Zusammenarbeit gelingen, schon wegen der regionalen und lokalen Bedingungen, wegen der erforderlichen sprachlichen Kompetenzen, der über mehrere Länder verteilten archivalischen Überlieferung und der Bibliotheken. Es gehört meines Erachtens zu den großen Aufgaben einer ganzen Generation von Arbeitern im Weinberg der Wissenschaften – aber nicht nur dieser – diesen Schatz zu heben, neu zum Leuchten zu bringen. Das wäre Europäizität at its best, nicht aus Gründen der korrekten Sprachregelung. Was hier für die Deutschen gesagt wurde, gilt auch für andere, für die Polen, die in den Kresy unterwegs sind, oder für die Russen mit ihren baltischen Verbindungen: es geht um das Sichtbarmachen von Bezügen und Beziehungen, die im Laufe des ethnonationalistischen Säuberungswahns unterbrochen oder ganz gelöscht worden sind. Es geht um kulturelle Aneignungsprozesse,

die umso mehr gelingen können, wenn sie frei bleiben von Besitz- und Eigentumsansprüchen, die alles wieder in Frage stellen und uns dazu verurteilen, alles wieder ganz von vorn zu beginnen. Das mittlere und östliche Europa war für lange Zeit die Region der wandernden Grenzen, der sich überlagernden Sprachen und Kulturen, des Ineinander der Völker, das im Großen und Ganzen zwar nie konfliktfrei war, aber doch irgendwie funktioniert hat. Diese Verflechtung, dieses Relief, den Reichtum der kulturellen Bezüge sichtbar zu machen und die furchtbare Verarmung, die Krieg und Gewaltherrschaft über diese Region gebracht hatten, irgendwie zu überwinden – das wäre eine Arbeit an Europa, die sich wirklich lohnen würde.

Die Organisationen der Vertriebenen haben mit ihren Museen, Bibliotheken, Heimatstuben viel geleistet, um den Zusammenhang zu bewahren und nicht abreißen zu lassen. Aber auch hier gilt, was für das „Zentrum“ gilt: Dieses Wissen gehört in die Mitte der Gesellschaft. Ihrer bedürfen nicht allein die Vertriebenen oder deren Kinder und Kindeskinde, sondern eine Gesellschaft, die eine genauere Vorstellung von sich selber gewinnen will. Dazu gehören Schulen, Universitäten, Bildungseinrichtungen im weitesten Sinne. Darin bleibt dieses Wissen aufgehoben, aufgehoben in einem doppelten Sinne: aufbewahrt und eingefügt – wie selbstverständlich – in unser Wissen von uns selbst. Das wäre eine Heimkehr in ein Land, das aufgehört hat, eine „Kalte Heimat“ zu sein.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.